

Aus Zeit

Franziska Lutz

Ich liege im Bett und noch bevor ich wirklich wach bin, weiß ich, dass ich heute eine Auszeit brauche, dass ich heute nicht mehr kann, nicht mehr ich sein kann.

Mein Leben ist eine gerade Linie ohne Abzweigungen, ohne Kurven, ohne Abwechslungen, aber heute spüre ich, wie mir der Stift abrutscht. Ich schlage die Bettdecke zurück und für einen Moment scheint sie über mir zu schweben, als wäre sie nur von Luft getragen, während ich noch immer in meinem Bett liege. Jeder Muskel, jeder Knochen das Gegenteil von Luft, jeder Zentimeter meines Körpers fest verankert mit der Realität.

Ich taste nach meinem Handy und schalte den Wecker aus, der in vier Minuten geklingelt hätte. Stattdessen wähle ich im Menü meine Kontakte aus und rufe ihn an.

„Ich kann nicht mehr“, sage ich. „Ich brauche dich heute.“

Erst seufzt er, aber dann verspricht er doch zu kommen. Das ist er mir schuldig.

Ich stehe auf und plötzlich fühle ich eine surreale Leichtigkeit, Federbetten und Luft. Heute binde ich mir die Haare nicht zu einem praktischen Zopf, ziehe keine fleckige Jeans an, im Bad lege ich nicht nur Deo, sondern auch ein bisschen Mascara auf. Die schwarze Bürste ist etwas eingetrocknet, aber ich bin trotzdem mit dem Ergebnis zufrieden.

Als ich aus dem Bad komme, höre ich das Klopfen, aber ich reagiere nicht. Ich setze mich ins Wohnzimmer und warte, bis er kommt. Ich starre meine Füße an, die in Sandalen stecken, die ich lange nicht getragen habe. Ich wackle mit den Zehen im Rhythmus des Klopfens.

Dann klingelt es, ich springe auf, öffne die Tür. Ohne ihn wirklich anzusehen, drücke ich mich an ihm vorbei und bin schon halb die Treppe hinab, als er sagt: „Wie lange?“

Aber ich schüttele nur den Kopf.

Als ich draußen bin, atme ich tief ein, spüre die warmen Frühsommersonnenstrahlen auf der Haut. Es ist früh am Morgen und ich wandere ein bisschen umher, bis das Café mit der Dachterrasse öffnet, das ich so mag. Ich bestelle einen großen Cappuccino und löffle mir ganz langsam den Milchschaum in weißen Wolken in den Mund. Zu essen bestelle ich mir nichts, es würde mich nur unnötig beschweren und heute ist ein Tag zum Schweben.

Langsam füllen sich die anderen Tische, aber mir kommt es so vor, als würde keine Zeit vergehen, als wäre sie einfach ausgeschaltet. Ein Radio, das im einen Moment noch rauscht und dann plötzlich still ist.

Ich zahle und bleibe dann doch noch eine Weile an meinem Tisch sitzen, schaue einfach nur in den Himmel. Ich fühle mich ein bisschen leer, aber es ist eine gute Leere. Stille, Ruhe, schwereloses Treiben.

Irgendwann drifte ich weiter, die Musik eines Straßenkünstlers hält mich eine Zeit lang gefangen, aber auch das geht vorüber. Ich laufe am Wasser entlang und kaufe mir eine Fahrkarte für eines der alten Schiffe, hin und zurück, ich steige nicht aus, schaue nur dem Fluss zu, der unter mir vorbeizieht.

Die Menschen um mich herum scheinen nichts Besonders mehr daran zu finden. Für sie ist diese Freiheit schon wieder normal, während ich jede Brise, jeden Windhauch, jeden Eindruck begierig einatme.

Irgendwann bin ich zurück und spüre ein Knurren in meinem Magen, hören kann ich ihn über den Motorengeräuschen des ablegenden Schiffes nicht. Ich setze mich in eine Pizzeria und als mein Essen kommt, groß wie ein Wagenrad, nehme ich Messer und Gabel in die Hand. Ich lasse den Blick über den knusprigen Rand und das Meer aus Käse schweifen. Dann beginne ich mein Werk, Stückchen für Stückchen arbeite ich mich voran. Es ist eine gewaltige Aufgabe. In der Zeit, die ich dafür brauche, meine Pizza zu essen, wachsen Kinder auf, werden Ehen geschlossen und wieder geschieden, werden Bauwerke, Flughäfen

errichtet und nie geöffnet. Irgendwann lege ich die Gabel weg und schaue – nicht ohne einen gewissen Stolz – auf den leeren Teller vor mir.

Der Kellner kommt und trägt meinen Teller und mein Geld und mein gemurmeltes Auf Wiedersehen mit sich fort. Ich schiebe meinen Stuhl zurück, bleibe dann aber doch noch einen Moment sitzen. Wohin als nächstes?

Ich weiß es noch immer nicht, als ich aufstehe und das Restaurant verlasse. Kurz bleibe ich stehen, schaue auf meine Füße, wackele noch einmal mit den Zehen auf und ab. Weiter? Oder zurück? Hinauf oder hinab? Wie lange kann ich der Schwerkraft noch trotzen?

Ich laufe los und überlasse meinen Füßen die Entscheidung.

An der Ecke, an der am Morgen der Straßenmusiker gespielt hat, türmen sich inzwischen gelbe Säcke für die Sammlung am nächsten Morgen. Meine Füße laufen schnell weiter, aber ich spüre, wie der Alltag allmählich zu mir aufschließt und mich schließlich einholt.

Vor der Wohnungstür atme ich tief durch und fühle, wie meine Füße wieder den Boden berühren, wie sich die Realität wieder wie eine zweite Haut um mich legt. Ich schließe die Tür auf und noch bevor ich den Flur betrete, höre ich seine aufgeregte Stimme.

„Stell dich doch nicht so an!“

Ich schlüpfe aus den Sandalen und tapse barfuß in ihr Zimmer, jeder Schritt das Ticken einer Uhr, die nach langem Stillstand endlich wieder aufgezo- gen ist.

„Ich bin wieder da“, sage ich, „du kannst jetzt gehen.“

Er schaut mich an, sein Gesicht nichts außer zwei Augen und einer Einweg- Maske, und stellt das Wasserglas so heftig beiseite, dass der Inhalt über den Rand schwappt. Ich sehe in seinem Blick, dass er ein Danke erwartet oder doch zumindest eine Erklärung, aber er wird beides nicht von mir bekommen. Ich bin ihm für diesen einen Tag keine Rechenschaft schuldig.

Ich drehe mich um und gehe ins Bad, wasche mir mit viel Seife gründlich die Ellenbogen, die Unterarme, die Hände.

Seit die Pandemie das Land im Griff hat, kümmere ich mich allein um unsere chronisch kranke Mutter. Möglichst wenig Kontakt, auch kein mobiler Pflegedienst mehr. Wir wollen kein Risiko eingehen. So haben wir das entschieden, damals war die Entscheidung ganz leicht. Da wusste ich noch nicht, wie schwer mich diese Entscheidung machen würde.

Ich stelle das Wasser ab und sehe dem Seifenschaum zu, wie er im Abfluss verschwindet. Dann gehe ich zurück in ihr Zimmer.

Schweigend steht er auf. Mama hustet noch immer und winkt nur schwach, als er sich verabschiedet.

In der Zwischenzeit öffne ich das Fenster und lasse die kühle Abendluft herein. Dann hole ich einen Strohhalm. Als sich ihr Husten gelegt hat, halte ich ihr das Glas hin. Sie trinkt in großen Schlucken. Sie riecht verschwitzt und ihr Haar ist nicht gekämmt, aber daran werde ich heute nichts mehr ändern. Morgen wieder und übermorgen und an jedem anderem Tag. Aber nicht heute.

„Wie war dein Tag?“, fragt sie. „Was hast du gemacht?“

Aber ich schüttele nur still den Kopf, halte das Gefühl der Leichtigkeit wie eine Luftblase in mir fest. Worte würden diesen Tag zu etwas Gewöhnlichem machen, sie würden zeigen, wie banal das alles war, was mir wie ein Wunder erschienen ist. Sie würden etwas Leichtes in etwas Greifbares verwandeln, in etwas Schweres.

Mein Leben, unser Leben ist schon schwer genug.

Dieser Tag gehört mir, dieser eine Tag ist etwas, das ich nicht mit ihr teilen werde.

Franziska Lutz, aufgewachsen in Stalldorf. Schule und Studium in Würzburg. Schreibt Fantasyromane und Kurzgeschichten und liest regelmäßig bei den Autorentreffen und der Lesebühne Infinite Monkey. 2018 Autorin der Puls Lesereihe des Bayerischen Rundfunks.